

Die Mission.

Von G. G. Nissen.

Der Rechtsanwalt Winick, den die Menge am Ausgang des Gerichtsgebüdes zujubelte, hatte sich heimlich in sein Auto mitgezogen. Er schien dem Triumph entzogen zu wollen. Ein junges Mädchen warf ihm im Vorübergehen ein kleines Straußchen zu, das im Rahmen des Wagenfensters hängen blieb. Hastig griff Winick nach den Blumen und nach dem Mädchen.

„Sehen Sie,“ sagte er, „dies hier ist der letzte Beifall, frei heraus, gut, aufrichtig, und seine Gebärde ist wie ein Aufschrei des Herzens. Doch ich verdiene all' das gar nicht.“

„Aber ich bitte Sie, Rechtsanwalt,“ widersprach ich, „Sie waren...“

„Ja, ja, ich weiß, bewundernswert, erhaben. Ich habe einen Kopf gerettet — aber es ist der Kopf eines Verbrechens. Ich habe mit großer Bereitwilligkeit gelogen, da ich die Freisprechung durchgesetzt habe — aber ich habe darum nicht weniger gelogen.“

Er war blaß. Seine Hände zitterten. Er hatte seinen Kunden mit herzzerreißender, verzweifelter Leidenschaft verteidigt. Man hätte meinen können, es sei sein eigenes Leben, seine Ehre als Rechtsanwalt, die er dem schmählichen Tode entzogen. Und ich sah ihm als naiver Referendar aus, der sich dem großen Dramatiker und Wucht seines Talents sei, sich drei volle Stunden der Verteidigungsrede hindurch betrug in die Seele eines Angeklagten hineinverleihen zu können. Er hörte mir zu, seine Augen blinnten ins Leere und auf seiner Stirn perlte der Schweiß.

„Oh! Schweigen Sie,“ sagte er plötzlich. „Schweigen Sie! Ja, ich bin es, den ich verteidigte; Sie haben das sehr richtig empfunden, ich bin es. Das Geheimnis brüht mich endlich zu schwer. Nicht wahr, Sie träumten davon, nur erhabene, edle und gerechte Dinge zu verteidigen? Sie sprechen nur mit bebender Seele hinter den Schranken? Aber Sie rechnen nicht mit dem Leben, das Sie zu seiner Kleinheldt herabwürdiget, Sie in seine bösen Fesseln hineinzingelt.“

„Sehen Sie! Ich war zwölf Jahre alt. Ich glaube, daß ich sanft war und blonde Locken hatte; meine Mutter nannte mich einen Lichtkind und Jesuskind. Das Leben meiner Familie war sorglos. Mein Vater hatte sein Vermögen bei irgendwelchen industriellen Trugbildern verloren, und trotz der Tragödie jenes Alters sah ich auf den betümelten Stirnen, den abgenutzten Kleidern, an dem Leben ohne jeden Luxus, an den einfachen Mahlzeiten die Armut um mich herum. Meine Kindheit aus jener Zeit hat in meiner Erinnerung den Geruch von Mehl, kalt niederfallenden Regens und feuchter Bettwäsche.“

Doch — wir hatten eine Großtante, eine Winick der früheren Zeit, mit gefülltem Häubchen und Schmucklocken, welche eine halbe Million besaß. Mein Vater war ihr nächster Verwandter, der in Aussicht genommenen Erbe. Die strenge Alte hätte uns nicht einen Heller vor ihrem Ableben gegeben. Nichtsdestoweniger tröstete meine Familie sich bei all' den ungeführten Unglücksfällen mit diesen Hoffnungen. Eines Tages würden wir reich sein — die Herren eines großen Gutes und eines kleinen zwischen Elbe und Weser gelegenen Schloßchens. — Winickstrub.

Indessen hatte man der Tante zärtliche, hochachtungsvolle Besuche ab. Sie hatte den Kopf einer Großmutter. Mitten unter einem Kreuze, Kupfer und Mahagoni sprach man von den verbliebenen Onkeln auf den Daquereotopfbildern, deren Leben in Abenteuer und Tugend dahingegangen war. Man sprach die Fühlböden trachteten. Es war, als ob irgend jemand kommen müßte. Bisweilen warierte man darauf — in einem Schweigen, das mich erlärren ließ. Eines Tages empfing die Tante uns mit ihrem bösen, zahnlosen Lächeln:

„Ich halte noch vor, meine Freunde,“ sagte sie, „in unserer Familie wird man hundert Jahre alt. Es ist eine alte Gepflogenheit, und Ihr wißt, daß ich alle Gebräuche ehre.“

Eine Woche später wurden wir von ihrer Tante gewiesen.

Meine Familie kam gänzlich niedergeschmettert heim. Man fürchtete, daß mein Vater sich tötete. Meine Mutter war widerstandsfähiger, ging umherhocken und legte sich aufs Laufen. Andre, arme, hartnäckige und verschlagene Verwandte, unsere Halbvettern, hatten die alte Tante geschickt umgarnet. Ihrem Bericht nach hatte mein Vater bei seinem Ruin auch seine Ehre bloßgestellt. „Das Glend,“ sagten sie hinzu, „entschuldig viele Schwächen, wenn man jedoch die Verpflichtung für einen mangelhaften Namen hat.“ Kurz und gut, unser Vermögen trieb uns wirklich zu recht armfeligem, schamlosem Verhalten.

Ein langer Monat schweren Mißgeschicks folgte für uns. Da kam meiner Mutter ein Gedanke. Die Tante

liebe meine Locken und mein kindergeschicktes sehr. Ich glied einem Witwe, das neben dem Kamin ihres Salons in einem mottigen, roten Samtarmen über einem Lehnstuhl hing. Wenn man es verstand, war mit der Mahnung, recht lieblich und zärtlich zu sein, zu ihr zu schiden?

Ein Freund machte ihr folgende Vorstellungen: mein Vater sei in der Fremde, meine Mutter krank und ich infolge dessen sozusagen auf der Straße. Die Tante konnte seit zwei Tagen nicht mehr das Bett verlassen, ihre Krankheit machte sie Gefühlsaufwallungen zugänglich; ich wurde empfangen. Die Haushälterin Sophie, die unsere Letztern in Winickstrub angeheiratet hatten, betrachtete mich ohne Mühe. War ihren großen Kellerschen Augen all' die glänzliche, auf mir lastende Kummer und unsere letzten gescheiterten inbrünstigen Hoffnungen nicht sichtbar? Gleichmäßigen Schrittes führte sie mich in den Park, in dem ein kleines Mädchen mit einem Terrier spielte. „Das ist Ihre Verwandte,“ sagte Sophie zu mir. So hatte ich denn, da meine Letztern denselben Einfall gehabt hatten, wie meine Mutter, eine Nebenbuhlerin. Meine „Verwandte“ war ganz brünett und hieß Alara. Sie verabschiedete die Tante und vergitterte den Park. Wir schlossen Freundschaft, und plötzlich fühlte ich — gleich wie ein Morgen sich einschleiert und alles lindert — mein Herz frei werden, und wir amüsierten uns ohne jeden diplomatischen Hintergedanken.

Eines Morgens hörte ich zu meiner Verwunderung, wie meine Tante das Dienstmädchen ausschalt. Sophie sagte gerade auseinander, daß der Vater, dem sie ganz zufällig begegnet sei, den Wunsch geäußert habe, Frau Winick seine Aufmerksamkeit machen zu kommen. Wahrscheinlich schon morgen... Meine Tante erwiderte, daß sie sich von all' diesen Vorsichtsmahregeln nicht fangen ließe, sie habe noch nicht die Absicht, ihr Testament zu machen. Als abergläubische Provinzlerin wußte sie von unangenehmen Vorkommnissen und hatte, wie ich glaube, Furcht davor, ihr Ende unehrenvoll beschleunigt zu sehen, sobald das Testament unterschrieben war.

Am selben Abend kam ein kleiner Schäferjunge Sophie holen, da ihr Mann sich beim Herabfallen von einem Baume dreiviertel todschlagen hatte. Nach lauten Schreien und vielen Tränen blieb die gute Frau einen Augenblick lang stehen und sagte dann: „Ihr werdet euch jetzt in euren angrenzenden Zimmern schlafen legen, während ich für einen Augenblick nach Hause laufe. Wenn Tante während meiner Abwesenheit klingelt, so wird sie wohl ihren Kösel Medizin nehmen wollen. Ihr könnt dann aufstehen und ihn ihr geben. Aber verabsäumt es nicht!“

Sophie ließ uns den Terrier, schloß die Tür zweimal ab und ging mit einer Laterne davon. Wir schweiften lange im Hause umher, Alara, der Hund und ich. Alle Bilder sahen wir uns an. Die hohe Wanduhr schien in dem Vorzimmer umherzugehen. Es schlug Mitternacht und wir hatten es immer noch nicht gemacht, uns zu Bett zu legen. „Siehst du,“ sagte meine Base, „Sophie wird nicht vor Tagesanbruch zurückkommen. Wir müssen schlafen gehen, die Augen fallen mir zu. Nur wird die Tante jetzt bald mit ihrem Gelächte anfangen. Es ist ihre Stunde, jede Nacht weckt sie mich auf. Und so geht das fünf- bis sechsmal, bis zum Morgen. Ich stehe nicht auf, mir ist es so kalt. Sophie hätte dableiben müssen, wofür bezahlt man sie denn?“

„Das ist wahr.“

„Hör mal,“ fuhr Alara fort, „kann man ihr nicht die Glöckchen nehmen? Wir würden in Ruhe schlafen können und morgen könnte Sophie ihr alle Medizin auf einmal geben. Denn jetzt, in diesen dunklen Gängen, fürchtet man sich zu sehr: es gibt Gespenster, die die Lichter ausblasen.“

„Oh!“

„Ich weiß es bestimmt. Wir wollen also hören gehen, ob Tante schlift,“ entschied Alara. Du wirst die Glöckchen nehmen und sie auf den Teppich stellen. Tante wird denken, daß sie im Schlaf heruntergestiegen hat, und da sie sich nicht erheben kann, wird sie den Tag und Sophie erwarten.“

Mit schleichenden Schritten gelangte ich bis ans Bett; ein kurzer, rascher Atem stieg aus den Rippen auf. Mit vieler List ergriff ich die zwischen der Nachtlampe und einer Tasse stehende kleine Glocke, deren Ton ich in meiner Hand erstickte, und stellte sie leise auf den Teppich. Dann entfernte ich mich, rückwärts gehend, ein wenig zitternd und keuchend, denn ich fürchtete jeden Augenblick, das Großmuttergeschicht mit zurender Stimme aufzubrechen zu sehen.

„Vielleicht ist es strafbar, was ich da tue,“ dachte ich, „wenn Tante sich diese Nacht schlechter fühlen sollte?“ Doch dann fiel es mir ein, wie hart die Alte zu den Meinen gewesen war, und ich sagte mir: „Um so schlimmer für sie!“ Alara machte diesem Selbstgespräch durch ihre Schelmenstreiche ein Ende. Kinder wehren sich wie die Männer, mit einem Lachen gegen

Furcht oder Gewissensbisse. Auch wir flüchteten uns lachend in unsere Zimmer. Aber es gilt einen noch sichereren Schutz: das ist der Schlaf.

Der Hund legte sich auf Alaras Teppich zur Ruhe nieder. Wir schwärmten noch ein wenig, dann schloß meine Base und der Schlaf überfiel uns fast im selben Augenblick. Nun, Sie kennen ja den Schlaf des Kindes: es ist die Lindine der Legende, die uns ins Wasser hinabzieht...

Als Sophie am andern Morgen, bleich von der durchwachten und aufregenden Nacht, zurückkehrte, fand sie die arme Tante halb aus dem Bette hängend, kalt, tot, mit feigen, wie zum Ruhen ausgeschrittenen Armen. Meine Familie erhielt das Gerücht, das Gut und das Schloß. Ich sah meine Mutter lächeln. Doch ein Vorwurf, der mit zunehmendem Alter wuchs, begann mich zu peinigen. Ich hatte meine Tante sterben lassen... ich hatte sie getötet! Meine Mitschuldige, die ich sechzehn Jahre später heiratete, hat ihrerseits den Schleier des Vergessens über diese „Kinderer“ geworfen, was wäre das Leben der Frau, wenn sie nicht vergäße? Und vielleicht hätte auch ich die bösen Erinnerungen vergessen können, doch ich habe gewillt... ich war dazu verdammt, die schreckliche Laufbahn eines Advokaten zu wählen. Und in allen Diebstählen, in allen Verbrechen, die ich verteidigte, finde ich ein Weniges von mir selbst, es ist meine eigene Vergangenheit, für die ich spreche...

Der Munitionszug.

Von Leo Gattin.

Jeder Krieg zeitigt auch im Hinterlande ein Gedemüt, das wahrlich nicht geringer einzuschätzen ist, als das auf dem Schlachtfelde geborene. Weil aber der Donner der Geschütze und das Pfeifen türkischer Kugeln dabei nichts zu tun haben, so möchte ich es das „hille“ nennen. Und die Tat so eines stillen Helben, deren wir ja, Gott sei Dank, viele zu unserer Ehre haben, sei hier kurz geschildert.

Wie die Transversalbahn nach dem Schema: „Zweite Ordnung, letzte Güte“ gebaut wurde, schüttelten die Bauern des Landbezirks die Köpfe. Denn sie hatten eine ganz andere Trasse verlangt und es kostete ihrem Abgeordneten einige Mühe, sie zu überzeugen, daß landwirtschaftliche Interessen vor Staatsnotwendigkeiten zurücktreten müssen. Er versäumte es aber nie, in den Verhandlungen eine geheimnisvolle Unterredung mit dem Kriegsminister zu erwirken und so haben sich die sehr geehrten Herren Wähler bald zufriedel und führten ihre großen Erdarbeiten wie sonst per Akse auf den Markt.

Das Bähnlein fristete recht und schlecht sein künstliches Leben und die Beamten auf den paar weit auseinanderliegenden Stationen betrachteten ausnahmsweise den Dienst als eine angenehme Unterbrechung ihres freudlosen Daseins, denn die Gegend war so öde, daß sich sogar die belannten Hüfche dort nicht gute Nacht sagten.

Aber dieses Idyll hatte plötzlich ein Ende, was das Manisfest „An meine Wölter“ erschien. Das Stationspersonal wurde verdoppelt und verdreifacht, und in einer Nacht gingen jetzt mehr Züge, wie in Friedenszeiten in einer Woche bei Tage. Zudem war der Dienst sehr anstrengend, denn die ganze, wie sich's jetzt zeigte sehr wichtige Verbindungsstrecke war eingleisig, die Ausweichschränke und die Stationsanlagen klein.

Dem Rufe des geliebten Kaisers folgte freiwillig und sofort auch der erst kurze Zeit pensionierte Oberführer Wenzel Nowak. Sein Wiedereintritt wurde nicht nur von den höheren Stellen, sondern namentlich von den Betriebsbeamten mit großer Freude begrüßt, denn Nowak konnte sozusagen seinen Schienenwagen der ganzen Linie, er verfügte infolge seiner fast fünfzigjährigen Dienstzeit bei allen Stationen über außerordentliche praktische Erfahrungen, unter seiner Hand verhandelte sich die bodenständige Lokomotive in eine sanftere Kaffeemühle, seine Züge liefen immer wie am Schnur und alle, die ihn konnten, wußten, daß sich hinter seinem rauhen, oft polternden Wesen eisernes Pflichtgefühl und tiefe Herzergüte verbarg.

Taktakt — Taktakt — riefen eines Tages die Morseapparate zu ungewohnter Stunde und schon surzten in allen Stationen die weißen Streifen hervor und die Telegraphen notierten: „Heute nacht verkehrt der kriegsfahrplanmäßige Zug No. 227 als Munitionszug. Maschine 8. Führer Nowak, Zugspersonal. Jede Ausrüstung der Wagnisse über den Sprenggutverkehr wird strengstens bestraft. Der gestern abfuhrte, beschleunigte Gegenzug, Sanitätszug 4 B, ist im Vorrang, daher Zug 227 die Kreuzungen in Adorf und Wiltzen abzuwarten hat.“

Es war Mitternacht, wie der Zug in die Mittelstation Zwirndorf einlief. Der Regen fiel in dichten Schleiern und selbst der ordentliche Sturm konnte diese Kräfte nicht verschieben. Der Diensthabende stand gleichmäßig an dem Perrongelände,

wel jede Abwehr gegen dieses Wetter schrein-vergänglich gewesen wäre. Er sprang aber doch aufatmend in den Dienstwagen, hörte die Meldung, unterließ den Stundepoß und zog die Uhr.

„Zeit sieben Minuten Verspätung,“ wandte er sich an den Zugführer Winter.

„Ja, Herr Assistent,“ war die Antwort, „bei dem Gegenwind ist das kein Wunder, aber der Nowak bringt mich bis Adorf herein.“

„Nicht wahr, Alter,“ rief er dem an der Treppe sitzenden Lokomotivführer zu, „oder kann deine alte Kuh in dem bißli Regen nicht laufen?“

„Schneller schon, als mancher Heuchel, der im Trodnen sitzt,“ murmelte Nowak zurück und hielt seine Uhr gegen die Manipulationslaternen.

„Herr Assistent,“ sagte er hinzu, „ich muß mich die Abfahrt bitten, Jani geht's auf die späteste.“

„Gleich, Nowak, ich weiß, daß Sie mit Dampf und Sand nicht sparen werden,“ erwiderte der Beamte und zog ab. Ein Teilerpiff, ein Hornruf, die Lichtpfeifen, die dem Zug entlang still standen, hoben und senkten sich automatisch zur Kontrolle und verschwanden, die Lokomotive piffte und weiter rollte der Zug in die Nacht hinaus.

Das Lokomotiv setzte mit aller Kraft ein. „Ahojen drau!“ schrie Nowak zum Heizer. Der Regen flachte bald von rückwärts, bald von den Seiten auf die beiden, vorn kämpfte ihnen die Vorhölze entgegen und der Sturm trieb den ständigen Rauch in den Stand. Der Zug lampfte sich mit erhöhter Geschwindigkeit durch und schon war mehr als die Hälfte der Stationsabstand durchfahren, als sie in fliegender Eile ein Wächterhaus passierten. Einen Augenblick sahen sie schattengleich den Mann davor stehen, dann verschlang ihn der Dampf und die Sterne, und schon weit von ihm hörten sie verhallend die Dachsignalglocke klingen: Bimbam — Bimbam —

„Im Gotteswillen, Herr Oberführer, Adorf hat den Sentenz zug abgelassen!“ schrie der Heizer frohlockend. Einen Augenblick sank Nowaks Hand vom Hebel und er blinnte stark vor sich hin. Da vorne hatten Hunderte von Verurteilten, die die Gefangenschaft in der Heimat finden sollten und hinter sich hatte er über 150,000 Kilo Kraft und Munition! Das katastrophale Unglück mußte um jeden Preis vermieden werden, das war ein Gebot der Menschlichkeit, das war Pflicht und schon hatte er die Schwäche überwunden und seine Gedanken ordneten sich.

Gellend wie ein Angstschrei stieß die Dampfheize das Signal „Bremsen fest“ hervor. Dann rief er den Heizer zu sich und schrie ihm ins Ohr: „Halt, zum Zurückziehen ist es zu spät, es wäre auch zu riskiert. Schnell über den Tender und die Kupplung los! Es gibt nur ein Mittel, ich muß den Gegenzug abfangen. Werfen Sie zum Zeichen, daß Sie fertig sind, ein Stück Kohle herüber. Bänder soll nicht vergessen, vorsichtshalber die Bremser in eine Linie aufzustellen, die Deckungsregeln allein genügen heute nicht und morgen soll er zu meiner Frau gehen, sie beruhigen — falls ich nicht selbst nach Hause kommen kann. Gott beschützen und jetzt Marsch!“

Schon fühlte er, wie die Kräfte an die Bretter griffen, er bremste auch die Maschine, kloppte die Zugseile und band sie an einen Halen, so daß die Pfeife in Tätigkeit blieb — da kam ein Rohlenstück gepollert — ein kurzes Stochgekl, Nowak rief den Regulator ganz an sich, die Lokomotive machte, ihrer Last ledig, einen förmlichen Sprung nach vorne und raste weiter.

Jetzt galt's! Er preßte die Lippen aufeinander. In früheren Jahren hatte er zweimal entlaufene Zugseile abgefangen, aber dabei war alles so gewesen, wie es die Instruktion als theoretisches Beispiel anführte. Diesmal hatte sich alles gegen ihn verschoben. Seiner Berechnung nach, mußte noch obendrein die Begegnung gerade in der fast fünfziggradigen Kurve erfolgen, die eine Höhe umließ. Er öffnete beide Ventile, so daß der Dampf seßellos abströmte und der Manometerzeiger rapid zurückging. Dann zog er langsam die Bremse an und stellte den Regulator zurück, die Maschine glittichte und jauchte... und da war links der Wald und die Kurve... der Sturm trieb ihm abgetriebene Pfeife zu, seine Berechnung war richtig: Mitten in der Kurve fuhr der Gegenzug auf ihn, der Wind brückte den Rauch seiner Lokomotive herunter, so daß sie ausnahm wie ein riesenhaftes, finsternes Gesteinshaupt mit wolkendem Haar und Bart und drohend blidenden Augen... fuhr abstellen!... Dann verlor er plötzlich den Boden, er fühlte einen stehenden Schmerz im Rücken und im Kopfe, wie aus weiter Ferne sah er Lichter blinken und hörte verworrene Stimmen — alles verschwand in einem grauen, undurchdringlichen Nebel und der Regen wusch das Blut vom Gesichte des Besinnungslosen.

Prophezeiung. Junge Gattin: „O, Adorf — alle meine Wünsche sind in Dir erfüllt! Mein zweiter Mann wird mal einen sehr schweren Stand haben!“

Der Spion.

Eine Episode aus dem russisch-türkischen Krieg. Von Wilhelm F. Bela.

In Eregli am Schwarzen Meer standen die Leute in dichten Gruppen am Hofen. Erregte Worte flogen hin und her. Aller Blicke waren hin- und her auf das Meer gerichtet, wo in der Ferne russische Kriegsschiffe dampften, die eben Eregli einen unwillkommenen Besuch abgestattet hatten. Schon den dritten während der letzten vier Wochen. Wenn die Erwünschungen Kraft gehabt hätten, die russischen Kriegsschiffe lägen gewiß schon am Grunde des Meeres, dort, wo es am tiefsten ist, und nie wären sie in den heimatischen Hafen gekommen. Aber all' die Flüche, so leidenschaftlich sie auch waren, waren eben nur Worte, und die dreien Rauchschwaden am nördlichen Horizont zeigten bereits an, daß die feindlichen Schiffe wohlgenut dahin fuhren. Vielleicht waren die Russen gar noch stolz auf ihre neuerliche Schandtät, vor Eregli ein paar harmlose Zegelschiffe, wie sie für die Küstenfahrt in Gebrauch sind, in den Grund geschossen und ein Dugend Häuser der friedlichen Stadt in Trümmer gelegt zu haben. Während die Leute am Ufer noch das Ereignis besprachen, fiel plötzlich ein Wort mitten in die aufgeregte Unterhaltung hinein, ganz leise zwar, und vorsichtig, aber es sprang wie ein Funke von einer Gruppe zur anderen über, und die Männer stellten die Köpfe zusammen und ihre Stimmen sanken zum Flüßern herab. Geiß! Es war gar nicht anders möglich: ein Spion gab den Russen durch Zeichen kund, daß die Luft rein sei, und die kamen dann und schickten feigerweise ihre Oranien in die offene Stadt. Man nannte auch einen Namen. Niemand anders als der griechische Pöpel konnte der Betrüger sein, denn der hatte sich schon immer als der gefürchtete Feind der Türken ausgegeben. Sein Haus lag ein klein wenig abseits von der Stadt, weißlich sichtbar, und jetzt erinnerte sich manch einer, daß er schon öfters in einem Fenster dort eigenmächtig Lichtschimmer gesehen habe, auch gestern noch. Als hätte es nur dieses einen Wortes bedurft, war jetzt mit einemmal so manches klar, was bisher im Benehmen des Pöpels unverständlich erschienen war. Aber wie wohl alle Welt in Eregli wußte, daß der Pöpel den Russen bestimmt geheime Dienste leistete, fehlten doch für seine Schuld die Beweise. Alles waren bloße Vermutungen. Deshalb mohten auch die besonnenen Männer ernst davon ab, als eine Schaar Hühner sich auf den Weg zum Hause Dimitris machten wollte, um dort schnellstens zu überlegen. „Kur keine Uebereilung!“ hieß es. „Schon der Prophet sagt: „Eile ist vom Teufel!“ Die Leute standen noch eine Weile am Ufer, dann zerstreuten sie sich allmählich, teils um ihren Geschäften nachzugehen, teils um den neuen Schaden in der Stadt zu besichtigen. Nur eine kleine Gruppe blieb noch in eifrigem Gespräch beisammen.

„Ich hab dem Dimitri nie getraut!“ sagte der eine, der Polizeidirektor von Eregli. „Ich glaube auch, daß die Leute recht haben, die behaupten, daß der Grieche hier seine Hand im Spiele hat. — Was meinen Sie, Abdullah Effendi?“

„Auch ich halte den Pöpel jeder Schandtät gegen uns fähig. Aber was sagt es, von der Sache zu klüffern! Man muß Beweise schaffen, um dem Menschen, der uns schon so viele Verdrüßlichkeiten bereitet hat, endlich einmal das Handwerk zu legen; denn wenn die Mostowitzer noch öfters zu solchen Klüffeln eingeladen werden, wird unsere Stadt bald nur noch ein Trümmerhaufen sein!“

„Abullah wies nach der Stadt.“

„Sehen Sie die Spuren der russischen Griffe! Heute liegen auch ein paar Tote in den Straßen.“ Die Männer nickten ernst mit den Köpfen. Geiß, es mußte etwas geschehen, sonst — Auch der Polizeidirektor nickte mit gerunzelter Stirne, und seine Augen irrten hinüber zu dem Hause des Pöpels, das friedlich im Sonnenschein lag. Schweigend drehte er sich eine neue Zigarette und zündete sie langsam an. „Man kann vorläufig mit dem Pöpel nichts machen, sonst heißt es gleich, daß in unserer Stadt die Christen verfolgt würden. Wir können gar nicht vorsichtig genug sein! Aber ich werde die Augen offen halten, ist etwas an den Gerüchten dran, werde ich es herausbekommen, und dann —“ Er grüßte ernst, ohne seine Rede zu vollenden, und schritt der Stadt zu. — Eine freudige Nachricht hatte die Bewohner von Eregli schon am frühen Morgen an den Hofen gelobt. Kopf an Kopf standen sie nun da, und sahen hinaus voll freudiger Erregung auf die schimmernde Wasserfläche, auf der sich weit draußen der dunkle Rumpf eines Kriegsschiffes leise schaukelte. Aber diesmal leuchtete auf der Schiffsfahne der Halbmond im blutroten Felde, und von den Häusern der Stadt antworteten ungezählte andere türkische Fahnen mit freudigem Gruß.

Die Erlösungsfreude lag es über der Stadt nach dem bängigen letzten Wochen. Von dem türkischen Kriegsschiff draußen löste sich ein Boot. Von kräftigen Matrosenfäusten geru-

det, kam Rauf Beg, der Kommandant des Schiffes, an Land. Beim Landungssteg erwarteten ihn die Spitzen der Stadt, und die Menge jubelte ihm voll ehrlicher Begeisterung zu. Mit den angesehensten Vertretern der anderen Nationen war auch Dimitri, der Pöpel, an den Hofen gekommen, und sie alle versicherten den Offizier der unwandelbaren Treue der nichtmohammedanischen Unterthanen des Pöpels. Besonders Dimitri sprach über von patriotischer Begeisterung. Für den Nachmittag hatte Rauf Beg die Herren zum Besuch des Schiffes eingeladen, und inmitten der mit Tod und Verderben drohenden Kriegsverzweigungen herrschte an Bord ein festliches Leben. „Manch Wort voll begeistert Vaterlandsliebe wurde gesprochen, manches Hoch auf den Pöpel, auf die glorreiche türkische Armee, auf Ender Pascha, den Freiheitshelden, ausgebracht. Schließlich sprach auch Dimitri namens der nichtmohammedanischen Osmanen in glühenden Worten, flehte Segen auf die türkischen Waffen herab und suchte den Feinden der Türkei, ganz besonders aber den Russen, die das friebliche Eregli schon zum dritten Male heimgegrüht haben. Als er geredet hatte, brückte ihm Rauf Beg lächlich erheit die Hand. Er habe sich viel von der treuen Gefinnung Dimitris gehört, sein Lohn würde ihm gewiß nicht ausbleiben. Der Pöpel warf ihm einen schnellen, misstrauischen Blick zu, lächelte aber sofort wieder, als der Kommandant jetzt die Gäste zu einem Rundgang einlad und Dimitri aufforderte, mit ihm voranzugehen. Alles wurde besichtigt. Rauf Beg plauderte heiter und liebenswürdig mit seinem Begleiter. Wie von ungefähr blieb er bei einem der gewaltigen Geschütze stehen. Liebensvoll fuhr seine Hand über das blinde Geschützrohr. „Ein hübsches Ding, was?“

„Lächelnd fuhr er fort: „Es wird vielleicht schon sehr bald zu tun bekommen!“

„Frage denn die Russen schon wieder in der Nähe?“

„Statt einer Antwort lud ihn der Offizier ein, doch einmal durch die Offizierskammer zu schauen. Das dürfte ihn interessieren, denn das Geschütz sei schon gerichtet und geladen. Dimitri trat heran, blickte durch das Glas und erblüchte. Rauf Beg aber plauderte mit gleich liebenswürdigem Lächeln weiter: „Sehen Sie das Ziel out? Das Geschütz ist haarscharf auf jenes Haus dort eingeleist. Sie kennen es vielleicht? Wenn nämlich dort noch ein einziges Mal auch nur eine kleine Kugel ein Licht aufblinkt, wie schon öfters vor den Stubenbischen, dann geht hier im selben Augenblick der Schuß los. Und der wird gut treffen, viel besser als die russischen Kanonen!“

Dimitri schmunzte es die Kugel zu. Auf sein Haus war das furchtbare Geschütz gerichtet. Der türkische Offizier lächelte noch immer. „Nun, wie gefällt Ihnen das, Dimitri?“ Der Pöpel stammelte unersichtliche Worte, und ging langsam weiter. Bis zur Abfahrt der Gäste an Land blieb er unsichtbar, auch dann, als alles zur Falltreppe drängte, hielt er sich im Hintergrund. Aber Rauf Begs scharfe Augen fanden ihn doch. Freundlich verabschiedete er sich von dem Pöpel.

„Hat es Ihnen gut gefallen bei uns? Gesehen haben Sie doch alles gut, was ich Ihnen gezeigt habe? Und vergessen Sie nicht das Geschütz, das Ihnen so gut gefallen hat!“

„Noch einige Tage blieb das Kriegsschiff im Hofen von Eregli.“

In dem Hause drüben am Ufer, das ein klein wenig abseits von der Stadt lag, blieben die Fensterläden hinfür geschlossen. Der Pöpel Dimitri war noch in jener Nacht mit seiner ganzen Familie fortgezogen. Niemand wußte wohin.

Die ganze Stadt konnte jetzt den Spion, und sein Name wurde nicht mehr nur leise genannt. Aber man war froh, daß er selbst das Weite gesucht hatte. Im Innern des Landes war er unschädlich.

— Trostlose Gegend. Fremder: „Das soll hier eine Sommerfrische sein? Kein Schatten, kein brauchbares Trinkwasser, unbecqueme Unterluft.“

Einheimischer: „Aber die Luft, die herrliche Luft, die aus den Bergen zu uns tommt!“

„Na, da sehn Sie's ja: Sogar die Luft beziehen Sie von auswärts!“

— Boshaft. Rufine (zum Studenten, der ihr seine Photographie zeigte): „Himmel, siehst Du aber nicht aus, das ist gewiß eine Momentaufnahme.“

— Im Restaurant der Burg ruine. Gast (zum Wirt): „Der Wein macht der Ruine wenig Ehre, desto mehr aber das gebratene Huhn.“

— So was Ähnliches. Fremder (zum Kellner): „Haben Sie vielleicht etwas von Max Halbe da?“

„Max Halbe — nein, aber a halbe Hack'n können S' kriegen!“

— Boshaft. A.: „Mein Freund und ich werden an einem Tage in den Stand der Ehe treten!“ B.: „Das ist recht; geteilter Schmerz ist halber Schmerz!“